

Erinnerungen des ehemaligen Luftwaffenhelfers Hermann Glück an die Jahre 1943 und 1944

Herausgegeben von Gerhard Fritz

Nachfolgend kommt ein autobiografischer Erinnerungstext zum Abdruck. Hermann Glück, seinerzeit Schüler an der Oberschule für Jungen in Backnang, hat ihn 1993 als persönliche, subjektive Erinnerung an seine Zeit als Luftwaffen- bzw. Flakhelfer niedergeschrieben. Weiter hinten im Backnanger Jahrbuch befindet sich auf den Seiten 206 bis 213 zur selben Thematik eine kurze Untersuchung von Hans Schuler, in der die äußeren politischen und militärischen Umstände und Ereignisse erläutert werden.

Was Glück und Schuler zusammengeführt hat, war der Einsatzort der Flakhelfer – die Schwarzenbachtalsperre im Schwarzwald. Zur so genannten „Flakhelfer-Generation“ gehörten die jüngsten Jugendlichen, die im 2. Weltkrieg

noch militärisch eingesetzt wurden. Als Flakhelfer einberufen wurden seit Spätsommer 1943 Jugendliche der Jahrgänge 1926 und 1927, später auch die Jahrgänge 1928 und 1929. Ihr Einsatz sollte reguläre Soldaten freimachen für den Einsatz an der Front. Historisch betrachtet bedeutete die Einberufung von Flakhelfern (noch vermehrt durch den Einsatz von Schülerinnen als Nachrichtenhelferinnen) eine zuvor noch nicht gekannte Ausschöpfung des Menschenpotentials eines Staates bis zur letzten Möglichkeit. Die Einberufung solch junger Leute war juristisch gesehen kein ausdrücklicher Verstoß gegen das Kriegsvölkerrecht; alle Flakhelfer hatten Kombattantenstatus und galten insofern als Soldat. Moralisch betrachtet war es natürlich ein Unding, Jugend-



Die Flakhelfer sind angekommen: Spätherbst 1943, Teil der Geschützbedienungen vom 2. Zug der 4. Batterie vor einer der Unterkünfte, die später total zerbombt wurde. Im Bild 3. von links: Robert Findeisen (Murrhardt), 5. von links: Eberhard Langbein (Backnang), 5. von rechts: Kurt Fegert (Murrhardt).

liche, fast noch Kinder, den lebensgefährlichen Dienst von Soldaten ausüben zu lassen. Zum Zwitterstatus der Flakhelfer gehörte es auch, dass die Jugendlichen zwar soldatenähnliche Aufgaben zu übernehmen hatten, dass sie andererseits aber weiterhin als Schüler behandelt wurden und ständig Unterricht erhielten. Der Einsatz von Jugendlichen im Sinne der Theorien des totalen Krieges war nur konsequent. Totaler Einsatz eines Staates auch für Zwecke des Krieges ist ein Markenzeichen der Moderne: Man vergisst ja immer wieder, dass nicht erst Joseph Goebbels in seiner Sportpalastrede den totalen Krieg erfunden hat, sondern Lazare Carnot in der Französischen Revolution. Der Einsatz von Jugendlichen als Flakhelfer seit 1943 war Höhepunkt, Übersteigerung und Pervertierung von Ideen, die damals schon exakt 150 Jahre alt waren, die aber den Kern zur Pervertierung von Anfang an in sich trugen.

Mittlerweile hat auch der jüngste der ehemaligen Flakhelfer die 70 Jahre überschritten, und es wird Zeit, dass diese Generation ihre Erinnerungen und Erfahrungen schriftlich festhält und weitergibt. Von den ehemaligen Flakhelfern, die 1989 in der Jubiläumsschrift „450 Jahre Max-Born-Gymnasium Backnang“ einen ersten knappen Versuch machten, die Geschichte der Jahre 1943/44 zu beschreiben,¹ leben schon verschiedene nicht mehr. Die an der Schwarzenbachstausee eingesetzten Flakhelfer hatten – im Gegensatz zu anderen ihrer Schicksalsgenossen – großes Glück. Es gab nur einen einzigen Luftangriff (im Juli 1944) und der forderte keine Todesopfer.

Wir haben nachfolgend den Text Glücks, wie es sich für Quellen gehört, in Stil und Diktion und in der Original-Rechtschreibung belassen. In wenigen Fällen wurden erläuternde Fußnoten hinzugefügt.

Gerhard Fritz, im Frühjahr 2000



Viel Schnee auf den Schwarzwaldhöhen und am Schwarzenbachstausee im Winter 1943/44.

¹ Rolf Königstein: Von der Realschule zum Gymnasium (1933 bis 1958). – In: 450 Jahre Lateinschule Backnang. Jubiläumsschrift des Max-Born-Gymnasiums Backnang. Backnang 1989, S. 42-70, hier S. 55f.

„...Flugzeug zwozehn...“

Erinnerungen an die Luftwaffenhelferzeit in Forbach und an der Schwarzenbachtalsperre Herbst 1943 bis Frühjahr 1944
von Hermann Glück

Es „flakelt“

Erst waren es Gerüchte, dann wurde es so langsam Gewißheit – nicht zuletzt nach einer Art Musterung im alten Gesundheitsamt am Schillerplatz –: Die Schüler des Jahrgangs 1926/27 der Oberschule für Jungen Backnang sollten als Luftwaffenhelfer zur Flak eingezogen werden. Es ist, glaub' ich, nicht übertrieben, wenn ich sage, daß diese Nachricht überwiegend mit Begeisterung aufgenommen wurde, war uns doch die alte Schule mit der Zeit recht langweilig geworden und brannten wir mehr oder weniger darauf, der Heimat beim Kampf gegen die mächtigen Feinde zu helfen. Gedanken an nachteilige Folgen eines Kriegseinsatzes waren weitgehend verdrängt. Im Laufe der wenigen noch verbliebenen Zeit wurden nähere Einzelheiten bekannt: Es sollte gleich nach den Sommerferien 1943 losgehen, die Ausbildung sollte in Forbach, der eigentliche Einsatz an der Schwarzenbach-Talsperre – beides im nordbadischen Schwarzwald – erfolgen.

Grund für den Flakschutz der Talsperre und der mit ihr zusammenhängenden Einrichtungen des Badenwerks waren erfolgreiche nächtliche Angriffe der britischen Luftwaffe mit neuartigen Rollbomben auf Talsperren im Ruhrgebiet-Bereich. Vor allem die Zerstörung der Möhne-Talsperre forderte viele Todesopfer unter der Zivilbevölkerung und hatte bei der Industrie lange Produktionsverzögerungen und -ausfälle zur Folge. An der Schwarzenbach-Talsperre hatte die Schutzaufgabe die 4./721(o) – zu Deutsch: die 4. Batterie der Flakabteilung 721 (ortsfest) – übernommen, und zwar mit leichten 2-cm-Geschützen und leichten 60-cm-Scheinwerfern. Die Einheit war aus Rußland abgezogen worden, ihr aktives Personal bestand überwiegend aus mitteldeutschen und ostmärkischen Soldaten. Durch den Einsatz von Luftwaffen Helfern sollten dringend benötigte Kräfte für den Kampf an den eigentlichen Fronten freigemacht werden.

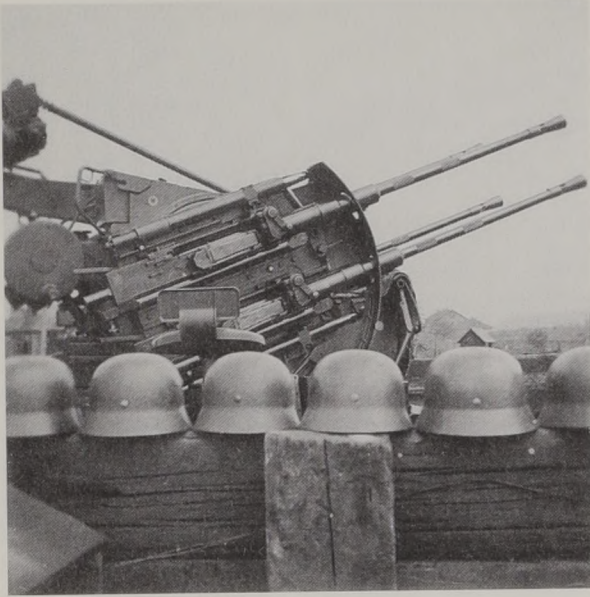


Beim Bau von Erdbunkern für Munition.

Wir rücken ein

Am 4. 9. 1943 war es so weit. Wir versammelten uns am Backnanger Bahnhof, begleitet von einigen Müttern und von den Mädchen unserer Klasse. Sicher war auch der eine oder andere Lehrer dabei, einer hatte auch zusammen mit einem Chargierten der Flak die Begleitung zum Zielort übernommen. Wir Buben trugen meist Leder- oder andere kurze Hosen, dazu Hemd, Pulli und Kittel. Anzug und Mantel waren die Ausnahme. Unsere wenige „Habe“ – Wäschereserve, Strümpfe, Taschentücher u. ä., dazu ein ansehnlicher Mundvorrat – wurde im Pappkarton mitgeführt, Koffer waren nicht viele zu sehen.

Nach einem bewegenden Abschied brachte uns das Murrbähnle auf die erste Etappe nach Ludwigsburg, wobei eine heiße Diskussion darüber, welches Mädchen wem am liebsten und längsten in die Augen geschaut habe, kein großes Abschiedsweh aufkommen ließ. Dann aber, nach dem Umsteigen in den Schnellzug nach Karlsruhe, nahm uns das Neue immer mehr gefangen, waren doch sicher die meisten von uns noch nicht oft oder noch gar nie in diese Richtung gefahren. Zu dieser Zeit war es noch eine Fahrt durch nur wenig vom Bombenkrieg berührtes Land, lediglich Stuttgart hatte bis dahin stärkere Nachtangriffe der Engländer auszuhalten und sollte in diesen Tagen den ersten Tagangriff der Amerikaner erleben. In Karlsruhe hieß es wieder umsteigen, dieses Mal in einen Bummelzug in Richtung Rastatt –



Ein Geschütz des Vierlingszuges in der Mitte der Mauerkrone in über 60 m Höhe über dem Talgrund.

Freudenstadt. Wir tangierten auf unserer Fahrt die Rheinebene und amüsierten uns über einen Ortsnamen wie Muggensturm. Das Tal der Murg, durch das unsere Fahrt führte, hatte man noch als Sitz einer Daimler-Benz-Zweigfirma im Kopf; irgendwo hinter den Waldbergen sollte Baden-Baden liegen. Dörfer und Städtle am Wege zeigten größere und kleinere, hauptsächlich Holz verarbeitende Gewerbebetriebe; die höher werdenden bewaldeten Berge kündigten an, daß wir in den Schwarzwald kamen. Absolute Attraktion waren die vielen Tunnels, durch die der Schienenweg führte, ehe wir am späten Nachmittag unseren Bestimmungsort Forbach erreichten.

In Forbach

Vom Bahnhof aus bot sich uns der Ort dar mit über der Murg am Hang liegenden Häusern, erreichbar über eine Straßenbrücke; links unten konnte man die gedeckte alte Holzbrücke über die Murg erkennen. Gekrönt wurde das Ortsbild durch die in rotem Sandstein erbaute neuromanische katholische Kirche mit ihren zwei Türmen. Dort oben lag direkt neben der Kirche das St.-Josefs-Stift, in dessen geräumigen Saal mit Empore wir für die Zeit unserer Ausbildung Unterkunft und Schlafstatt finden sollten. Wir erreichten es nach der Verabschiedung durch den Begleitlehrer in kurzem Fuß-

marsch. Die deutsche Luftwaffe hatte uns ab jetzt fest im Griff.

Freudenstädter und Renchtäler Kameraden waren bei unserer Ankunft schon da, sie hatten ja eine wesentlich kürzere Anfahrt zu bewältigen. Erste Inspektionen ergaben, daß es im Stift „sogar“ Wasch- und WC-Räume gab. Die bis jetzt sichtbaren Herren Ausbilder gaben sich in den ersten Tagen manierlich – einer blieb mir durch seine stereotype Aussage, daß bei ihm seit langer Zeit „das Frühstück nur durch Flaggen dargestellt werde“, in Erinnerung. Den Sinn seiner Behauptung klärte er nicht auf. Je mehr wir uns aber äußerlich in soldatenähnliche Luftwaffenhelfer verwandelten, desto dreister gingen die Aktiven mit uns um. Einen Vorgeschmack erhielten wir, als als erstes die sog. „zweite Garnituren“ – Dienst- und Arbeitsuniformen und Kombis – eintrafen. Sie wurden einfach in Bündeln vom Lkw runter auf den Boden des Vorraums im Stift geworfen und wir dann – sehr zum Gaudium der Vorgesetzten – darauf losgelassen. Mit der Zeit hatte aber jeder so seine Siebensachen beieinander. Daß zu Beginn des fünften Kriegsjahres manches nicht mehr erster Qualität war, wurde eben hingenommen. Bei der später gefaßten Ausgehuniform – Bluse mit Armbinde, Überfallhose, Mantel, dazu „Accessoires“ wie Hemd, Krawatte (?) und Mütze mit möglichst tollen Kniff – wurde etwas sorgfältiger vorgegangen, diese Kleidungsstücke waren ja auch neu. Den durch sparsamen Schnitt bei jedem Schritt aufklaffenden Mantel hat die Mutter per Druckknopf gebändigt.

In der unten am Kirchplatz gelegenen Schule wurden wir von Luftwaffenärzten nochmals untersucht und – zum wievielten Male? – für tauglich befunden. Daß mir einer der Doktoren ein „Gebiß wie ein Gorilla“ attestierte, machte mich richtig stolz, ich hielt mich dadurch für den Flak-Einsatz für um so geeigneter. Warm gepflegt wurden wir während der Ausbildung in einem Seitentrakt des Gasthofs „Goldener Hirsch“ unten im Dorf bei der Holzbrücke. Es war das Essen, das uns von jetzt an mit kaum nennenswerten Varianten bis zum Ende unserer Dienstzeit bei der deutschen Wehrmacht im Mai 1945 begleiten sollte: Suppe, Fleisch, Kartoffeln, ab und zu Teigwaren, Kraut in verschiedener Zubereitung, dazu 08/15-Soße, und manchmal gab es einen Nachtsch, natürlich einfacherer Art. Wenn es mal Milchsuppe oder Grießpudding gab, waren dies Ausnahmetage.

Frühstück und Abendbrot waren meist kalt: Kommißbrot, Fett, Wurst oder/und Käse, Kunsthonig, Marmelade, dazu morgens Milchkafee und abends deutscher Tee. Von Jugendzulagen, wie ich sie später bei der regulären Wehrmacht bis zu meinem 18. Geburtstag in Form von Wurst, Käse, Butter, Weißbrot und Vollmilch erhielt, habe ich in Forbach und Schwarzenbach nicht viel gemerkt... Den „Hirsch“ erreichten wir im allgemeinen mit markigem Gesang, so auch eines Morgens, nur daß uns da schon im Stift der uns runterführende Unteroffizier durch recht lustiges Benehmen, ein fröhlich um den Hals gebundenes gelbes Bändele und nicht gerade überaus sicheren Stand aufgefallen war – die Herren hatten offensichtlich in der Nacht gefeiert.

So verschönte denn auch der vor uns hermarschierende Kapo unseren Gesang durch lebhafteste Gesten und in die Strophenintervalle hinein mehr oder weniger geschickt plazierte, selbst komponierte Jodler. Das veranlaßte die wenigen Leute auf der Straße zu verwunderten und belustigten Blicken, den an einer Ecke in Dorfmitte stehenden Oberleutnant Wiese aber dazu, den Vorsänger mit schneidender Schärfe aus dem Verkehr zu ziehen. Ob er ihn bestraft hat, ist mir nicht mehr gewärtig, zuzutrauen ist's ihm schon, soll er doch auch mal einen Obst klauenden Obergefreiten – noch auf dem Baume sitzend: „Nehmen Sie Haltung an!“ – zu drei Tagen Arrest verdonnert haben. Nicht von ungefähr war Wiese, wie viele Flak-Offiziere, Jurist! Die Mahlzeiten wurden teils im überdachten Hof, teils in der Küche zubereitet und in dem Raum, der für uns als Speiseraum hergerichtet war, über einige zusammengesobene Tische ausgegeben.

Dort an der Theke ging es beim Essen immer eng zu, weshalb einmal ein mit dem Rücken zu den anstehenden LWH sitzender Unteroffizier einen gehörigen Schwapp heiße Suppe in den Uniformkragen bekam. Dies gefiel ihm gar nicht und veranlaßte ihn zu einem unsoldatischen lauten Schrei und gleichzeitigem blitzartigen Verlassen seines Stuhls. Es wurde nicht geklärt, ob die Entschuldigung des Verursachers, der sich natürlich sehr unfreundliche Worte des Betroffenen anhören mußte, aber nicht von seiner Behauptung, er sei „geschuckt“ worden, abging, im tiefsten Kern der Wahrheit entsprachen. Rein wie ein Schwarzwaldbach aber war bestimmt die Scha-



Am wärmenden Kanonenofen in der „Villa Sonnenschein“.

denfreude der Umsitzenden, war dieser Kapo doch reichlich unbeliebt.

Ausbildung

Bei der eigentlichen Ausbildung wurden uns zuerst die „Schutzobjekte“ bekannt gemacht: Erstens die Sperrmauer an der Talsperre oben. Anfänglich waren auf der Mauer selbst zwei Geschützzüge mit je drei 2-cm-Geschützen, am hinteren Teil des Sees beidseitig je ein Geschützzug in Stellung, dazu kamen vier um den See verteilte 60-cm-Scheinwerfer. Später wurde auf der Mauer, die oben etwa 6 m breit und knapp 400 m lang war, noch ein Zug Vierlingsflak, dazu oberhalb beider Mauerenden – bei Gasthof und Wehrwärterhaus – noch je ein Scheinwerfer postiert. In einiger Entfernung von der Mauer war seeseitig ein Stahlseil über den See gespannt und ein Torpedo-Fangnetz in den See versenkt. Etwa ab Spätwinter 43/44 kam noch eine Sperrballonstaffel, die hauptsächlich aus „Beutegermanen“ sich rekrutierte, in Schwarzenbach zum Einsatz. Alles in allem also ein Einsatz leichter Flak, da anzunehmen war, daß die Mauer nur durch Tieffliegerangriff von der Seeseite her „geknackt“ werden konnte. Die Mauerkrone ragte etwa 15-20 m aus dem Wasser, wohl um zusätzlich bei einem Angriff ein dickeres und weniger verletzliches Ziel zu bieten.

Zweites und drittes Schutzobjekt waren unten an der Murg das E-Werk des Badenwerks etwas südlich von Forbach und die Steigleitungen (ein Rohr vom E-Werk zum oberen, zwei Rohre zum mittleren Wasserschloß). Diese Ein-

richtungen wurden geschützt durch einen 2-cm-Geschützzug auf dem Osthang des Murgtals etwa in Höhe des E-Werks und durch einen Scheinwerfer unmittelbar beim Kurhaus Holdereck. Ob drüben bei den Geschützen auch noch einer stand, weiß ich nicht mehr.

Für den Einsatz in dieser „Streitmacht“ wurden wir nun ausgebildet, die Freudenstädter vorwiegend am Geschütz, zum Teil auch schon oben an der Sperre, wir Backnanger und Renchtäler überwiegend am Scheinwerfer, genau am Werfer „Caesar“ beim Holdereck. Wir hatten also nach Waschen, Bettenbau und Frühstück morgens etwa 1,5 km 'raus-, zum Essen im „Hirsch“ 'rein-, danach wieder 'raus- und abends 'reinzumarschieren – mit strammem Gesang natürlich und, wenn es dem begleitenden Ausbilder gefiel, auch im Dauerlauf oder unter Gasmasken, die wie Stahlhelm und Gasplane zur Ausrüstung gehörte.

Die Ausbildung, die von Montag früh bis Samstag mittag ging, war am Gerät so ausgelegt, daß jeder die Aufgaben des K 1 (Richtkanonier), des K 2 (verantwortlich für den funktionierenden Betrieb der Lampe) und des K 3 (zuständig für den reibungslosen Lauf des Maschinensatzes aus BMW-Motor und Generator) erfüllen konnte. Jeder Handgriff wurde geübt, bis er „blind“ saß.

Ergänzend gab es theoretischen Unterricht über Gerät, Lampe, Motor; nicht fehlen durfte die LDV (Luftwaffen-Dienstvorschrift) und, was uns recht gefiel, der Flugzeug-Erkennungsdienst. Gleich in den ersten Tagen konnten wir so sehr hoch und ziemlich schnell nach Westen fliegende amerikanische „Fliegende Festungen“ vom Typ B 17 ausmachen, die vermutlich von einem Angriff auf Stuttgart oder eine andere süddeutsche Stadt zurückkamen.

Die Ausbilder behandelten uns wie reguläre Soldaten, die beim deutschen Kommiß üblichen Schikanen waren gang und gäbe. Oftmals waren, wenn wir müde vom Dienst kamen, unsere Klamotten aus den Spinden gerissen von irgendeinem mißgelaunten Ausbilder, der uns damit für schlechten „Spindbau“ bestrafen wollte, wenn Kleidung und Wäsche nicht super-akkurat aufeinander saßen. Der samstags-nachmittägliche Exerzier- oder Infanteriedienst unter dem Oberwachtmeister Karmroth war ein Höhepunkt blöder Kommißschleiferei mit sturem Rummgerenne in der Kolonne, mit „Kehrt-marsch“, „Weg-marsch-marsch“, Hin-

liegen-Aufstehen“ und all den anderen, nicht gerade den intelligentesten Gehirnen entsprungenen Einfällen.

Zu ganz großer Form lief der Karmroth aber bei seinen nächtlichen „Maskenbällen“ auf. Das waren Veranstaltungen, bei denen, wenn wir schon im Bett lagen, plötzlich das Licht im Saal anging und er und seine Helfer uns Aufstehen und das Erscheinen in immer wieder anderer Bekleidung – und zwar in kürzester Zeit – befahlen. Finale konnte dann sein, daß wir die Gasmasken aus der Büchse nehmen und auf das Kommando: „In die Gasmaskenbüchse, Deckel zu, singen!“ so tun mußten, als ob wir in die Büchse stiegen. Dann hatten wir den Deckel so laut wie möglich zu schließen und mit veränderter Stimme zu singen: „Es ist so schön, Soldat zu sein ...“

Für die Kapos mag solches recht amüsant gewesen sein, uns aber wurde durch die vielen negativen Begleiterscheinungen ein gut Teil der anfänglichen Begeisterung genommen, jedoch nicht in dem Maße, daß man sich irgendwo deswegen beschwert hätte. Soviel wußten wir damals schon, daß der Beschwerdeweg bei der deutschen Wehrmacht lang und holperig war. Die Lichtblicke – Briefpost oder ein Päckchen von zu Hause, ein sonntäglicher Ausgang ins Café an der Hauptstraße oder ein Spaziergang zur Sperre – ließen die Unliebsamkeiten zurücktreten.

Wir bekamen übrigens alle zehn Tage Löhnung, soviel ich mich erinnere 1,50 Mark pro Tag, und dazu Marken für 400 g Weißbrot, die im Café prompt in Kuchen umgesetzt wurden. Mit der einheimischen Bevölkerung hatten wir anfangs nicht viel Kontakt, für die Forbacher Mädchen waren wir in jeder Hinsicht noch zu frisch, was sich aber im Lauf der Zeit – besonders für die in Forbach stationierten LWH – geändert hat. Von Anfang an aber waren uns die an vielen Häusern außen angebrachten Lautsprecher aufgefallen, über die Durchsagen vom Rathaus kamen und die im Ernst- und Katastrophenfall, dem Bruch der Mauer durch Feindeinwirkung, neben einem bestimmten Sirensignal der schnellen Warnung der Bevölkerung dienten. Es war berechnet worden, daß in diesem Falle der Ort von der Talsohle bis kurz unter die Straße von Rastatt nach Freudenstadt von der Flutwelle erfaßt würde und daß den Bewohnern der unteren Ortsteile nur eine sehr kurze Frist – man sprach von sie-

ben bis zehn Minuten – zur Flucht vor dem Wasser und vor allem vor mitgerissenem Holz, Erdreich und Gestein blieben. Ich war einmal Zeuge eines irrtümlich gegebenen Wasseralarms und der dadurch ausgelösten Flucht vieler Leute aus dem unteren Ort. Es war übrigens an dem Samstag, an dem die meisten LWH zur „Verpflichtung“ – „eidesfähig“ waren LWH noch nicht – in Karlsruhe-Mühlburg, dem Sitz der Flakabteilung 721, waren. Mich hatte man kulanterweise wegen des Besuchs meiner Mutter von dieser Zeremonie befreit.

Geschichte gewordene Ereignisse während der Forbacher Zeit, wie etwa der Abfall Italiens unter Badoglio und die Absetzung Mussolinis, der Gerüchten zufolge in den 20er Jahren beim Bau der Staumauer in Schwarzenbach gewesen sein soll, ließen uns im wahrsten Sinne des Wortes kalt, mußten wir doch die Goebbels-Rede dazu in der herbstlichen Abendkühle im Hof des Nachbarhauses anhören, wo man ein Radio in ein offenes Fenster gestellt hatte. Trotz sturen und monotonen Büffeln war unser theoretischer Kenntnisstand vor allem über die „Hochleistungs-Gleichstrom-Bogenlampe“ für unsere Vorgesetzten, die darunter Auswendiglernen und -hersagen verstanden, nach einigen Wochen noch nicht befriedigend, was unseren Wachtmeister Helmrich einige Tage aufs Krankenbett warf und uns noch Nachhilfeunterricht bescherte.

An der Sperre

Dann aber war es endlich soweit: Es ging rauf an die Sperre, an Geschütze und Scheinwerfer, die überwiegend in aus doppelwandig gefügten Baumstämmen mit Erdfüllung gebauten Ständen aufgestellt waren. Am landschaftlich sehr schön gelegenen Stausee mit den ihn auf drei Seiten umgebenden Bergen bis 1000 m (Seekopf, Badener Höhe, Hundskopf) war nun für verschieden lange Zeit, je nach Geburtsjahrgang, unsere „Heimat“. Den Waffen bzw. Geräten zugeordnet waren einfache, jeglichen Komforts entbehrende Unterkunftsbaracken in dünnwandiger Holzkonstruktion und ebensolchem Dach mit Pappedeckung. Beim Gasthof „Schwarzenbach“ stand ein ganzes Ensemble von Baracken für einen Geschützzug, für den Batteriestab bzw. -trupp mit Schreibstube, Vermittlung, später auch für Schulzwecke. Etwas unterhalb davon – dem See zu – gab es eine geräumige Küchenbaracke und darüber wieder

am Waldrand einen Holzschuppen für Brenn- und anderes in der Küche gebrauchtes Material.

Einzige zivile Bauten waren der Gasthof etwas oberhalb der am See vorbeiführenden Straße von Raumünzach nach Herrenwies und genau gegenüber auf der anderen Seite der Mauer das Haus des die technischen Anlagen des Badenwerks betreuenden Wehrwärters Fritz mit Familie. Im Gasthof wohnte die Besitzerin Frau Weiser, eine, was auch sehr nötig war, recht energische Person, mit Tochter Anita, die mit ihren 17 Jahren der Schwarm nicht nur der LWH war, was wiederum einen Teil der erwähnten Energie ihrer Mutter in Anspruch nahm. Weiters waren dort die batterieführenden Offiziere (Chef und Stellvertreter) untergebracht, wobei ersterer es aber oft vorzog, in einer Jagdhütte über dem See zu nächtigen, wahrscheinlich, weil seine hübsche Freundin sich dort des Nachts alleine fürchtete ...

Im Oktober kamen zu diesem Bewohnerkreis dann noch unsere Lehrer aus Freudensstadt, die man verständlicherweise Samstag mittags ziemlich flott in Richtung Bahnhof Raumünzach, also „Parole Heimat“ entschwinden sah und denen es bestimmt sonntagabends oder Montag früh recht „gestunken“ haben wird, wenn sie wieder zum Dienst mußten. Der Spieß verwahrte in den oberen Räumen des Gasthofs die „wertvolleren“ Artikel, die zum Alltag gehörten und die dem Zugriff Suchender mehr ausgesetzt waren. In den Erdgeschoß-, den früheren Gasträumen, wurde Schule abgehalten, gab es ab und an eine Tonfilmvorführung oder fanden die Weihnachtsfeiern statt.

„Dora“ und „Clivia“

Nicht weit weg von diesem Zentrum der Batterie, etwa 200 bis 300 m in Richtung Herrenwies, stand in seinem Stand auf dem Schieberschacht des Hundsbach-Stollens, der dort in den See mündet, der Scheinwerfer „Dora“, wo der Chronist zusammen mit drei Backnanger Klassenkameraden, dem Werner, dem Gottlieb und dem Otto sowie mit zwei Schwarzwälder Kameraden, dem Ele aus Klosterreichenbach und dem Friedrich, genannt Ferdl aus Schönünzach, Dienst tun sollte in den kommenden Monaten.

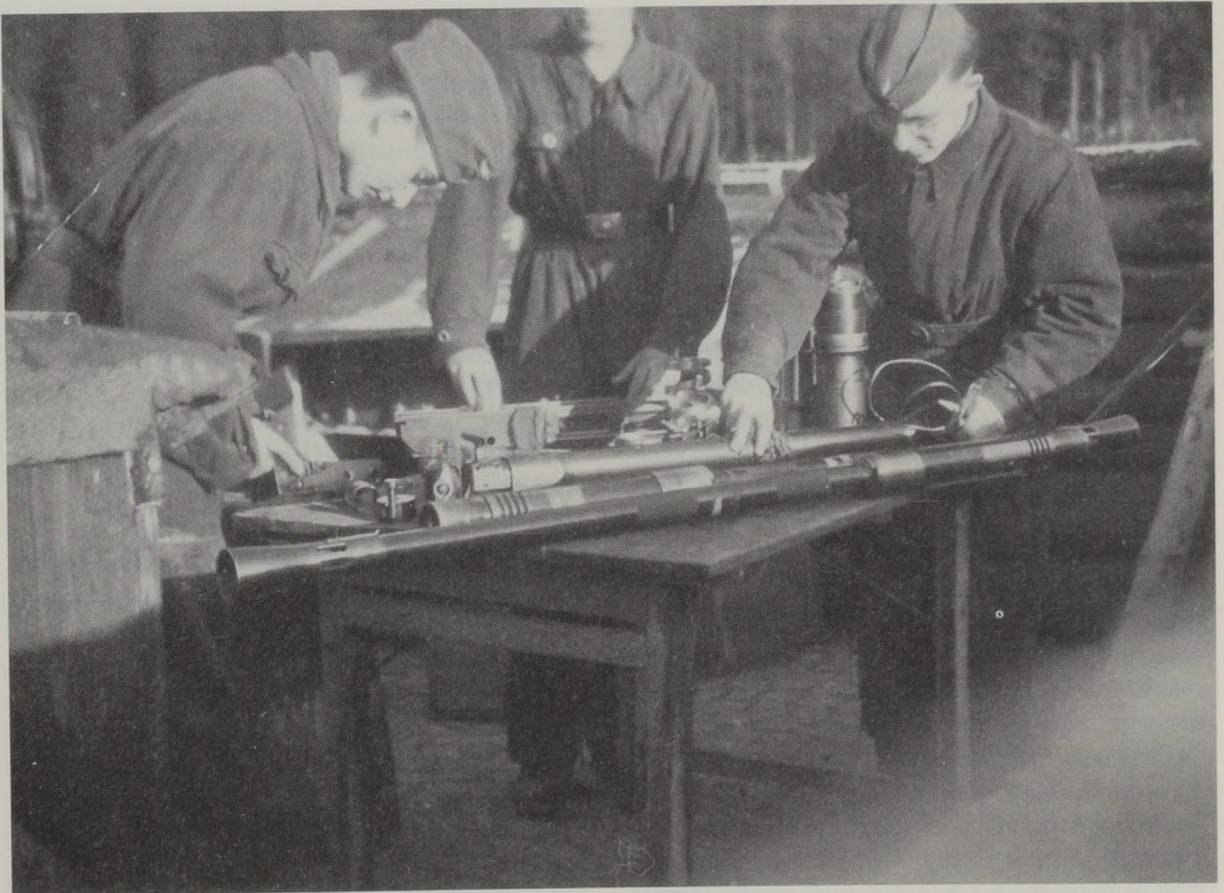
Der zum Werfer gehörende Maschinensatz war bei unserer Ankunft noch frei unten am Straßenrand, etwa zwischen Schacht und

Baracke, aufgestellt, weshalb es mit unsere erste Aufgabe war, um ihn herum eine Blockhütte aus Tannenstämmen zu bauen, wobei uns die Kameraden von den anderen Werfern halfen. Wir wiederum taten uns beim Bau ihrer Maschinensatz-Hütten erkenntlich. Angeleitet wurden wir vom aktiven Personal. Erinnerung ist mir vom Bau beim Werfer „Berta“, wie der wuchtige und bärenstarke Uffz. Pankraz einen Stamm, den wir zu Dritt nicht schafften, mit uns herabwürdigenden Worten schulterte und wegtrug. Als er aber, um uns seine absolute Extraklasse zu demonstrieren, damit auch noch sein Fahrrad bestieg, brach dieses unter ihm zusammen und mußte vermutlich abgeschrieben werden.

Das Stromkabel wurde vom Generator aus am Hang hochgeleitet, oben am Waldrand bis auf Höhe Werfer rüber- und dann wieder zum Werfer runtergeführt. Die Auspuffgase des Motors gingen durch einen längeren flexiblen Schlauch zu einem schalldämpfenden Auspufftopf. So wurde unerwünschte Geräusch-

belästigung so gut wie möglich verhindert, an die schädigende Wirkung der Gase dachte man damals nicht.

Etwa 20 m vom Werfer weg stand etwas oberhalb der Straße unsere grün gestrichene Unterakunftsbaracke, die, da unser Scheinwerfer-Staffelführer ein musischer Mensch war – man munkelte, er sei Cellist in einem Leipziger Orchester von Reputation gewesen –, den Namen „Clivia“ rechts vom Fenster des Werferführerzimmers trug. Wiederum rechts vom Fenster des Mannschaftsraums prangte wesentlich prosaischer ein trefflich nachempfundenes Gemälde der damaligen Symbolfigur „Feind hört mit“, im Volksmund auch „der Ley um halb drei“ genannt wegen der allgemein bekannten Neigung des damaligen „Reichsorganisationsleiters“ zu starken alkoholischen Getränken. Die Mitte des flachen Giebeldreiecks hatten die schmückenden Künstler noch mit einer Blume geziert, die wenig Ähnlichkeit mit einer Clivia, dafür aber mit einem treudeutschen Edelweiß hatte.



Geschütz reinigen: Eberhard Langbein (links) und Robert Findeisen (rechts) an den ausgebauten Geschützrohren.

Werfer und Baracke waren von der Straße her durch einfache Steige zu erreichen, die oben in das Wegle zwischen Baracke und Gerät bzw. in den Umgang um die Baracke mündeten. Die „Verkehrsanlagen“ waren mit einfachen Geländern bewehrt und zeigten Versuche einer schmückenden Bepflanzung, welcher aber aus verschiedenen Gründen kein rechter Erfolg beschieden war. Die Baracke war innen in einen schmalen Eingangsbereich, in einen kleineren Raum für den Werferführer und in einen größeren für uns LWH unterteilt. Belichtet durch die schon erwähnten Fenster, waren die Gelasse durch eine dünne Holzwand getrennt, in die ein Kanonenofen so gestellt war, daß er beide Räume beheizte. Nachdem die Wand einmal durch Überhitzung des Ofens in Brand geraten war und der Herr Werferführer bei unserer Löschtätigkeit unglücklicher- und völlig unbeabsichtigterweise eine gehörige Portion Wasser übers Bett bekommen hatte, wurde der Ofen hochkomfortabel mit Backsteinen ummauert.

In unserem Raum hatte es bei einer Möbliierung mit zwei dreistockigen Betten, drei Spinden (je einer für zwei Mann), einem Tisch mit Eckbank und einigen Hockern, dazu noch zwei „Luftschutzeimern“ nicht gerade üppig viel Platz; ich glaube, die Geborgenheit unter den Kameraden hat dieses Handikap kompensiert. Der Erledigung menschlicher Bedürfnisse diente ein in etlicher Entfernung von der Baracke installierter „Donnerbalken“ oben im Wald; leichtere Geschäfte wurden wild „im Wald und auf der Heide“ abgewickelt. Der jeweilige Aktionsradius wurde überwiegend vom Wetter bestimmt und war bei größerer Kälte so eng, daß die Verrichtung auch mal durch die nicht weit geöffnete Außentüre erfolgen konnte, was aufgrund der männlichen Anatomie keine Schwierigkeiten bot. Nicht immer ließ es Petrus gnädig darüber schneien... Auf der Rückseite der Baracke war noch ein überdachter Lagerplatz für Brennmaterial, das aus dem vom Förster zum Einschlag freigegebenen Tannenholz und aus einer kleinen Zuteilung von Briketts bestand. Es war nicht verwunderlich, daß wir krassen Laien manchmal Buchen- mit Tannenholz verwechselten und dafür einen kräftigen Anpiff des Grünrocks riskierten.

Bei der Ergänzung des viel zu kleinen Kohlevorrats aus den Beständen der Küche mußte generalstabsmäßig geplant und vorgegangen

werden: Ein Küchendienstler hatte einige Bretter am Kohlenschuppen zu lockern, damit unser Kleinster beim nächtlichen Raubzug einsteigen konnte. Er hatte dann die Briketts in ein Behältnis, das auch mal eine Luftwaffen-Kombi sein konnte, zu füllen, welche dann herausgehievt und zur „Clivia“ getragen oder auf einem Schlitten, der sich irgendwo bei uns eingefunden hatte, transportiert wurde. Spuren wurden sorgfältig verwischt, wozu hatte man seinen Karl May gelesen!

Einmal hat uns aber doch ein älterer Unteroffizier erwischt, als er selbst Kohlen für seine Bude holte. Wir mußten „unsere“ Briketts dorthin tragen und sie fein säuberlich unter sein Bett stapeln. Wir taten es in tiefer Zerknirschung und mit der Zusicherung, solchen Frevel nie wieder zu begehen, und überhaupt habe uns nur die Angst, erfrieren zu müssen, zu solchem Tun getrieben. Der väterliche Typ hat uns nicht verpiffen, ich höre ihn noch sagen: „Tja, Glück, 1:0 für ...“ (seinen Namen weiß ich nicht mehr), was ich, schon wieder frech, mit dem Satz: „vielleicht heißt's bald mal 1:1“ quittierte. Das 1:1 fiel dann spätestens, als wir dem Koch Leonhard Langwallner einen Teil seiner im Schnee vergrabenen italienischen Gefrierkirschen mopsten. Die richtige Logistik begann eben schon mit der sorgfältigen Beobachtung aller Handlungen des „Gegners“...

Als wir im Oktober 1943 einzogen, waren wir zur Beleuchtung unserer Räume auf Kerzen, Hindenburglichter und zur Explosion neigenden Karbidfunzeln angewiesen. Sie mußten daher, wenn diese Gefahr drohte, 'raus-, möglichst gleich in den See geworfen werden. Ich unterhielt anfänglich recht gute Beziehungen zum Spieß, dem ich ab und an zur Hand ging und der mich wohl für einen rechten Menschen hielt. Dadurch sprang manches Beleuchtungs-Utensil heraus, und auch andre Artikel wie Kehrbesen, Clopapier u. ä. konnte ich freudig heimtragen. Als er aber merkte, daß ich trotz seiner offenen Hand ohne Hemmungen zusätzlich „organisierte“, warf er mich raus und ward mir fortan nicht mehr sehr freundlich gesonnen. Das war, was die Beleuchtung betrifft, auch bald nicht mehr nötig, denn mit unserer Mithilfe bekamen wir Ende Oktober elektrisches Licht installiert und fühlten uns danach wie im Paradies. Der mitarbeitende Wachtmeister Helmrich aber war am Abend des ereignisreichen Tages so erschöpft, daß er mir einen vollreifen Roma-



Flakhelfer Eberhard Langbein aus Backnang am 4. Geschütz auf der Mauerkrone.

dour, den ich ihm trotz seines Gebotes, „ihm ja keenen Käse zu bringen“, vorlegte, durch die ganze Bude nachwarf.

Nun war es auch möglich, einen Radioapparat zu betreiben, der uns über die Ereignisse des Tages informierte und die lang vermisste Musik brachte. Der kleine Volksempfänger – Stiftung von Kamerad Otto – stand auf einer kleinen Wandkonsole und bescherte uns auf einen Schlag an die Wand den Reichssender Stuttgart, auf zwei den Deutschlandsender, manchmal auch nichts. Deshalb wurden öfters Schmähreden über ihn laut, was den Stifter mindestens ebenso aufregte, wie wenn Gottlieb aus seinem oberen Bett heraus unverfroren behauptete, er könne jedes Wort mitlesen, wenn Otto am Tisch einen Brief an seine Renate verfaßte.

Wir konnten uns nun auch etwas warmes Wasser per Tauchsieder machen, stand uns doch für die Körperpflege lediglich kaltes aus Quelle und Stollen zur Verfügung. Besonders im Winter geriet so das Waschen öfters zur augenwischenden Katzenwäsche; nur sonntags, wenn man auch mehr Zeit hatte, war man gründlicher. Kein Wunder, daß mancher von uns anfangs wegen der unzureichenden hygienischen Verhältnisse mit Hautproblemen zu kämpfen hatte. Auch oben an der Sperre ging die Ausbildung am Gerät weiter, für einige Kameraden auch an den Flak-Schießplätzen Chiemsee oder Deep an der Ostsee. Es soll Spezialisten gegeben haben, deren Hin- und

Rückfahrt zur Ostsee fast so lange wie der Lehrgang selbst gedauert hat vor lauter Fliegeralarmen, die wiederum zwangsläufig zur Fahrt in beiden Richtungen über Backnang führten.

Zieldarstellung und Leuchtübung

Für die Geschützleute flog eine Do,² die auf einem der Horste³ in der Rheinebene stationiert war, öfters „Zieldarstellung“. Bei dem fiktiven Angriff auf die Mauer kam sie nur wenig über den Tannenwipfeln von Badener Höhe oder Seekopf zum See 'runtergefegt, flog im Tiefstflug über die Wasseroberfläche und hüpfte dann elegant über die Mauerkrone, wobei es auch mal vorgekommen ist, daß eine Maschine mit dem Peilrahmen an unserem Stahlseil hängen blieb. Es ging gut ab, der Klügere, nämlich der Peilrahmen, gab nach. Dem Piloten aber wird es nicht nur wegen seinem klar auszumaachenden weiblichen Passagier wechselwarm geworden sein... Die Scheinwerferbedienungen übten bei diesem Manöver das Mitschwenken des Geräts nach dem im nächtlichen Ernstfall sehr wichtigen Gehör. Übungsmäßig wurde auch mit scharfer Munition auf einen gestreiften Luftsack geschossen, der von einer älteren Maschine geschleppt wurde. Hierbei hatten wir Scheinwerferleute Absperrmaßnahmen an den Wegen zur Sperre bis hinten 'raus nach Herrenwies wahrzunehmen und beim Bergen des Luftsacks, der meist auf das dortige freie Gelände abgeworfen wurde, mitzuwirken. Der stärkende Umtrunk danach brachte weniger uns LWH als die beteiligten Aktiven in unterschiedliche Schwierigkeiten.

Was für die Geschützflak das Scharfschießen war, war für uns an den Werfern die nächtliche Leuchtübung, bei der eine mittelhoch fliegende Maschine das Ziel darstellte; K 1, K 2 und Werferführer waren am Gerät, verbunden mit dem am Maschinensatz befindlichen K 3 durch bestimmte akustisch und optisch synchronisierte Morsezeichen für die gewünschte verschiedene Motorauslastung. Da die Motoren im Rußland-Einsatz ziemlich strapaziert worden waren, galt es, allerlei Kunstgriffe wie Einspannen von Holzstückchen am Drehzahlregler oder das Festhalten desselben mit der Hand anzuwenden.

² Flugzeug vom Typ Dornier, unklar welcher (vielleicht eine Do 17 oder Do 217?).

³ Fliegerhorste – also Luftwaffen-Flughäfen.

Der K 1 wurde übers Gehör auf das anfliegende Ziel eingewiesen („...Flugzeug zwanzehn...“) und machte in dieser Richtung ganz bestimmte wellenartige Suchbewegungen, die, wenn sie nicht zum Erfolg führten, nach einer gewissen, nicht langen Zeit abgebrochen und dann von neuem begonnen wurden. Hatte aber ein Werfer das Ziel „aufgefaßt“, dann waren gleich die bleichen Finger der anderen Geräte da, und eine Maschine, die mal im Kreuz der Scheinwerfer war, hatte es schwer, da wieder 'rauszukommen.

Wache schieben und nächtliche Alarme

Waffen und Geräte mußten des Nachts bewacht werden, wir hatten dies in bestimmten Intervallen wahrzunehmen. Bewaffnet waren wir dabei mit einem knorrigen Prügel, da wir als LWH nicht an das beim Werfer befindliche französische „Langrohrgeschütz“ – wahrscheinlich aus dem Ersten Weltkrieg – durften. Das war für den Werferführer als „Posten unter Gewehr“ reserviert; es soll keine Freude gewesen sein, damit zu schießen, da der Schütze durch den Rückschlag fast genau so stark gefährdet war wie das eigentlich ins Visier genommene Ziel. Da, wie ein Gerücht besagte, der Weg von Engländern, die aus deutscher Gefangenschaft geflüchtet waren, ausgerechnet über die Schwarzenbachtalsperre nach Westen führen sollte, ging man festen Schrittes seinen Postenweg auf der Straße hin und her, und zwar in gebührender Entfernung vom Wald, damit man nicht ganz unvorbereitet gepackt werden konnte. Daß das Knacken und Rauschen der Bäume durch lautes Pfeifen kompensiert wurde, ist mir nicht erinnerlich.

Mit der Zeit wurde man dann etwas erfahrener, man kann auch sagen, als alter Krieger etwas leichtsinniger. Dann verfügte man sich, ein bißchen müde geworden, in den Richtsitz des Scheinwerfers, der zu tiefsinniger Betrachtung des Sternenhimmels oder auch zum Karussellfahren einlud. Für Sandmännchen war man da alsbald eine leichte Beute, zumal sich auch kein Engländer sehen ließ. Was Wunder, daß Wachestehende manchmal nur sehr schwer zu wecken waren oder daß die Ablösung überhaupt nicht oder ganz sanft mit den

Worten geweckt wurde: „Komm, steh auf, brauchst nicht mehr lange Wache zu stehen.“

Waren aber die viermotorigen „Kameraden“ von der anderen „Feldpostnummer“⁴ unterwegs – und das war immer öfter der Fall –, standen wir nachts lange Stunden an Geräten und Geschützen. Wir wurden auf das Stichwort „Edelweiß“ längere Zeit vor der Zivilbevölkerung alarmiert und konnten auch erst nach der zivilen Entwarnung unsere „Alarmstufe nach Plan“ wahrnehmen, also wieder in die Betten. Schaurig-schön klangen die Sirenen aus dem Bühler-, dem Rench- und dem Murgtal in unsere Ohren. Wenn die Bomber direkt über uns wegflogen, herrschte höchste Feuer- und Leuchtbereitschaft in Erwartung eines eventuellen Angriffs, der dann aber erst im Juli 1944 bei Tag erfolgen sollte. Manchmal haben wir recht gefroren in solchen Nächten; später, im Winter 43/44, erhielten wir dicke Mäntel und Stroh-Überschuhe mit dicken Sohlen, die Kälte und Schnee etwas leichter ertragen ließen.

Da hatte es der K 3 in seiner Blockhütte noch am gemütlichsten, zudem er sich's auf dem schon erwähnten Schlitten etwas bequem machen und zur Erwärmung auch mal den Motor laufen lassen konnte. Dafür durfte er ab und zu die Wechselbatterie zum Aufladen ins E-Werk 'runtertragen und eine aufgeladene mit 'raufnehmen. Hatte man Glück, so erwischte man den von den Beschäftigten des E-Werks benutzten Schrägaufzug zwischen den Rohren der Steigleitung, was besonders bergauf begrüßt wurde. Sonst war man auf die etwas kurzen Staffeln seitlich vom Aufzug oder aber auf dem normalen, jedoch längeren Fußweg angewiesen. Wer aber bergab die direttissima über den steilen Wiesenhang mit den vielen Heuhütten direkt zum Holdereck suchte, riskierte, wie ich einmal bei nassem Gras, einen Sturz mit üblen Folgen: Rucksack mit Batterie kriegte ich ins Genick, dort auf dem Rücken wurde es schnell feucht und beißig. In meiner Not eilte ich in die naheliegende Baracke des Werfers „Caesar“, riß den Rucksack 'runter und stellte ihn in der Aufregung auf die heimelige Tischdecke der – auch in den Heuhüttlein – schon recht etablierten Kameraden. Waschungen an einem ganz in der Nähe sprudelnden Brunnen retteten Haut und dickere Klamotten, verloren aber waren Rucksack und Tischdecke,

⁴ Gemeint sind viermotorige Bomber der Engländer oder Amerikaner.

was wütende verbale Angriffe der Geschädigten zur Folge hatte und letztlich meine Mutter zur Stiftung einer Ersatzdecke veranlasste. Die Schäden am Staatseigentum wurden irgendwie geregelt; kann sein, daß mein väterlicher Freund auf der Kleiderkammer in Karlsruhe mitmachte.

Schule

Eine große Rolle spielte ab Ende Oktober der für uns abgehaltene Schulunterricht in sage und schreibe sieben Fächern: Deutsch, Geschichte, Erdkunde, Mathematik, Latein, Biologie und Physik. Erst im früheren Nebenzimmer des Gasthofs, dann in einer eigenen Schulbaracke unterrichteten uns die Betreuungslehrer Rommel, Munk („daß mr sagt“) und Jungblut („nemmen wir der Orzahl sässehn“) aus Freudenstadt, für die LWH in Forbach war Studienrat Dr. Blumenstock aus Backnang zuständig. Alle Lehrer waren ehemalige Offiziere (Jungblut als Elsaß-Lothringer in der französischen Armee), eine gewisse erträgliche Straffheit von Auftreten und Unterrichtsgestaltung war selbstverständlich. Teilnahmebereitschaft und -fähigkeit sowie Aufmerksamkeit orientierten sich naturgemäß an der Strenge des Dienstes und hier besonders an der Dauer nächtlicher Alarme. So konnte es vorkommen, daß Herr Rommel auf seine Frage, gegen wen Luther seine Thesen an der Wittenberger Schloßkirche angeschlagen habe, von dem aus trägem Halbschlaf gerissenen LWH die verblüffende Antwort erhielt: „Gegen Stalin“.

Es gab auch regelrechte Hausaufgaben, die in der Baracke, bei schönem Wetter auch im Scheinwerfer-Richtsitz oder auf der Brüstung des Standes gemacht wurden. Daß dabei Vorgesetzte, die man nicht gerade als Koryphäen in Wort und Schrift ansprechen konnte, uns „beaufsichtigten“, machte uns weiters nichts aus. Ziel des Unterrichts war es, den späteren Erhalt eines Reifevermerks zu ermöglichen; abgegangen ist man mit einem sogenannten Luftwaffenhelferzeugnis. Unsere Mahlzeiten nahmen wir in der Baracke ein, sie mußten in der Küchenbaracke geholt werden, was für uns im Mauerbereich Stationierte kein, für die aber bis etwa 1,5 bis 2 km entfernt liegende Geschütz- und Werferbedienungen schon ein größeres Problem war. Die Essenholer vom hinteren See kamen oft auch mit dem Boot übers Wasser gerudert.

Küchendienst – Wäschetausch in Karlsruhe

Für die Hilfsarbeiten in der Küche mußten Geschützzüge und Scheinwerferstaffel jeden Tag Leute zum Küchendienst abstellen. Dies war kein sehr gefragter Job, war naß, dreckig und schwer, wenn man z. B. Kartoffeln aus einem dunklen, schmierigen Lagerstollen auf der Wehrwarterseite erst zur Mauer heraufschaffen und dann über diese zur Küche transportieren mußte. Zu schnorren gab's auch nicht viel, aber stets wurden Energie und Erfindungsgabe aufgewandt, um die Küchenbullen auf irgendeine Art zu überlisten oder wenigstens zu ärgern. So mußte ein Fourier-Unteroffizier namens Hundt uns doch geradezu herausfordern, das schöne Lied von dem „Hund, der in die Küche schlich“, anzustimmen. Im Lied wird dem Koch ein Ei gestohlen, in Schwarzenbach fehlten unserem Langwallner mal vier Koteletts, die er, Geschenk eines Fleischlieferanten, sich gebraten hatte. Er geriet in große Aufregung, verhörte inquisitorisch den Küchendienst und vergatterte strengstens Essenholer, was beides aber die Fleischerspende nicht herzauberte. Als unser Gottlieb aber in der Mittagspause des Küchendienstes zu uns am Werfer rüberkam und ich ihn wegen der Koteletts befragte, griff er ohne Kommentar in die Tasche, zeigte mir einen abgenagten Knochen und warf diesen dann in weitem Bogen in den Stollen.

Es war gut, daß unsere nicht gerade üppige Verpflegung durch Nachschub von zu Hause ergänzt wurde, sei es als heiß ersehntes Päckle oder auch, wenn mal Besuch kam. Besonders gut bestückt waren die Sendungen für Gottlieb, der von einer Mühle mit Landwirtschaft stammte. Seine Mutter schickte Mehl, Schmalz, Büchsenwurst, Bauernbrot und als Clou die begehrten Flachswickel, die seither in unserem Sprachgebrauch einfach Flakwickel heißen. Die Pfannkuchen, die wir aus den erwähnten Zutaten, jedoch mit Wasser statt Milch und ohne Ei, auf unserem Bullerofen buken, wurden von der Meute gefressen, nicht gegessen. Streng wurde bei solchen abendlichen Exklusivmahlzeiten darauf geachtet, daß der Werferführer genügend lange auf die Folter gespannt wurde, ob er nun wohl auch was kriegt oder nicht.

Unsere gebrauchte Wäsche wurde wöchentlich in frische umgetauscht. Zu diesem Zweck

mußte sie samstags frühmorgens nach Karlsruhe gebracht werden. Das war wohl eine Mehr-, aber keineswegs eine Strafarbeit, wie sie vielleicht von einem Vorgesetzten gedacht war. Gleich beim Hauptbahnhof standen im Schloßpark die Baracken der Flak, in denen, für uns zuständig, ein schon grauhaariger, gutmütiger Obergefreiter waltete. Wenn man sich mit ihm gut stellte – wobei auch schon mal ein paar Zigarren oder Zigaretten über den Tisch gehen konnten –, konnte man schon gewisse Vergünstigungen wie ordentliche Wäsche, Strümpfe usw. ergattern. Vor allem nahm er einem dann die Routinearbeit des Richtens und Packens ab, was gleichbedeutend mit längerer Freizeit war. Diese wurde mit Baden im Vierordtbad, einem Stadtbummel, auch mal mit einem Kinobesuch, fast immer aber mit Essen im „Moninger“ genutzt; letzteres deshalb, weil dort noch ordentlich gekocht und großzügig portioniert wurde und weil eine ältere, etwas kurzsichtige Bedienung sich beim Abtrennen der Lebensmittelmarken manchmal zu unseren Gunsten vertat.

Manchmal wurde man auch zum Verpflegungsfassen nach Mühlburg abgestellt, was insofern nicht als Schikane aufgefaßt wurde, als in der Brotfabrik immer ein Laib Kommißbrot für so einen hungrigen LWH abfiel. Versuche allerdings, beim Wiegen eine Wurst übrig zu machen, waren in den seltensten Fällen von Erfolg gekrönt, vermutlich deshalb, weil die Verteiler dies schon selbst oft genug probiert hatten. Mit dem Abendzug ging es dann wieder 'rauf ins Murgtal. Der Fußmarsch vom Bahnhof Raumünzach hoch zur Sperre war an sich der anstrengendste Teil des Tages.

Sonntag – Besuch – Urlaub

Der Sonntag war, besonders für uns Werferleute, der geruhsamste Tag der Woche, an dem man, zwar unerlaubt, aber geduldet, später aufstand, als es der Dienstplan vorsah. Dadurch begaben wir uns einmal der Chance, mit dem Oberleutnant Wiese eine Frühwanderung zur Badener Höhe machen zu dürfen. Als er nach 9 Uhr bei uns 'reinsah, war noch keiner angezogen und gewaschen. Es war uns nicht



Geschütztraining – auch noch nach der einführenden Ausbildung im Herbst 1943 ständig praktiziert.

arg, daß die Sache so lief. Viel lieber hörten wir uns vor dem Aufstehen die Telefongespräche unseres Ferdl mit dem Reichsmarschall Göring an, die familiär vertraut und auch mal über „Emmy mit vielen Grüßen ans Eddale“ begannen und dann in eine lange, heftige Beschwerde über unsere Vorgesetzte übergangen, selbstverständlich deren strenge Bestrafung fordernd. Die nicht gedrückte Sprechtaaste wahrte die Hörbegrenzung auf unsere Bude, die Aufforderung aus dem Werferführer-Zimmer („Rapp, halt dei Goschn“) wurde ignoriert. Das Gegenteil zum morgendlichen Gelächter war die atemlose Stille abends, wenn der Ferdl in der blauen Stunde vor dem Einschlafen seine Astloch- und andere Erlebnisse als Hilfsbademeister im Schönmünzacher Freibad zum besten gab, wobei eine gekonnte akustische Untermahlung nicht fehlen durfte.

Der restliche Sonntagvormittag bis zum Essen verging meist mit einer kleinen Putz- und Flickstunde; war ausnahmsweise mal Gerätereinigen angesetzt, so tat man halt so als ob. Das Revier, worunter in diesem Falle die Baracke zu verstehen ist, wurde Samstagnachmittag gründlich gereinigt. Den Sonntagnachmittag nutzten wir Backnanger bei ordentlichem Wetter zu Spaziergängen in die Umgebung, bekamen wir doch wegen der großen Entfernung weit weniger Sonntagsbesuch als unsere Freudenstädter und Renchtaler Kameraden. Wir waren ihnen höchstens wegen der vielen jungen Damen neidig, die den Weg zur Sperre fanden. Herrenwies, Hundsbach (wo auch nette Mädchen wohnten), auch mal Forbach waren unsere Ziele oder die Granitsteinbrüche bei Raumünzach, wo riesige Blöcke zur zusätzlichen Abdeckung der U-Boot-Bunker am Atlantik aus dem Gestein gesägt wurden. Ging man von dort unten durch den Wald zur Sperre – wir mußten bei Einbruch der Dunkelheit wieder am Werfer sein –, so hörte man oben kurz vor der Mauer links und rechts vom Weg die undichten Gasflaschen der Sperrballoner zischen. An normalen Wochentagen verirrt sich nur wenige Zivilisten in unserer Gegend, Leute, die zum Bahnhof strebten oder von dort kamen, oder Froschsammler, die wir, als wir ihre brutalen Methoden sahen, ziemlich schnell verjagten.

Ab und zu kam aber doch auch Besuch für den einen oder anderen, was eigentlich alle, nicht nur den Besuchten, recht freute. Übernachtungsmöglichkeiten gab es im Gasthof

„Wasserfall“ in Raumünzach oder im Seebachhof unterhalb der Badener Höhe. Dort war auch mein Ulmer Onkel bei seinem Besuch untergebracht. Als Weinhändler hatte er immer einige Flaschen Kompensationswein dabei und konnte daher bei der Frau Fritz ein Abendessen für sich, mich und einen Kameraden bestellen. Es gab Pfannkuchen mit eingemachtem Obst, also richtig etwas zum Reinhauen. Die Hausfrau rief immer wieder erhitzt von der Küche rein: „Reicht’s jetzt?“, was über längere Zeit standhaft verneint wurde. Der Heimweg zum Werfer war ein dringend notwendiger Verdauungsspaziergang. Ottos Schwester Traudel, die damals Luftnachrichtenhelferin war, hat uns auch mal besucht. Sie besichtigte u. a. auch die Küche, was bei Koch Langwallner unheimliche Energien auslöste; er schmiß mit Töpfen, Deckeln und Pfannen nur so um sich. Uns, die wir mit dabei waren, bescherte Traudels Besuch gewisse Vergünstigungen verschiedener Art, die durch geschickt plazierte Grüße von der Traudel so lange wie möglich erhalten wurden, mit der Zeit aber im Sande verlaufen sind. Daß ich lange Zeit später über die Frau eines Neffen, die vom Attersee stammt, mit dem Langwallner um mindestens 27 Ecken ‘rum noch „verwandt“ werden sollte, konnte damals niemand ahnen. Als ich ihn mal in seiner Heimat am Zeller See bei Salzburg besuchte, hat er mir von einem Freudenstädter vorgeschwärmt, der „ein sehr anständiger Mensch“ gewesen sei. Da er sonst niemand mit diesem Prädikat bedachte, kann es aus Langwallnerscher Sicht nicht gar viele anständige Menschen bei den LWH gehabt haben.

Traum und Höhepunkt des Soldatenlebens war für jeden LWH der Urlaub, der als zweibis viertägiger Kurz- oder aber als, glaub’ ich, 16tägiger Langurlaub gewährt wurde. Wir Backnanger hatten zur Fahrt die Wahl zwischen den Strecken Rastatt – Karlsruhe – Stuttgart oder Freudenstadt – Eutingen – Stuttgart. Vor allem in der Landeshauptstadt wurden einem die Auswirkungen des Luftkriegs offenbar. So mußte ich bei meinem ersten Kurzurlaub schon im Oktober vom Westbahnhof bis zum Hauptbahnhof zu Fuß gehen, da es in der West- und mittleren Stadt noch an vielen Stellen brannte von einem in der Nacht zuvor stattgefundenen Luftangriff. Lange Verzögerungen beim Zugverkehr hatten zur Folge, daß ich erst spät in der Nacht nach Hause kam.

Dort aber war alle Mühsal bald vergessen. Man badete ausgiebig, die Mutter kochte ein gutes Essen, bei dem man am gedeckten Tisch saß, und man schlief im schönen, weichen, eigenen Bett. In der Stadt und vor oder in der alten Schule zeigte man sich stolz in der schmucken Uniform. Gerade beim Kurzurlaub schlug nur zu schnell die Stunde der Rückfahrt, die, wenn man in Karlsruhe oder Rastatt verschlief, auch mal im Wartesaal von Baden-Oos oder aus der anderen Richtung in Schönmünzach endete, wenn der Zug dort Endstation machte. Die Batterie war da nicht kleinlich, sind doch verlorene Söhne mit einigen Stunden Verspätung alle wieder eingetroffen.

Weihnachten – Jahreswechsel – Abschied

Ganz besonders schön war natürlich der Festtagsurlaub, der so eingeteilt war, daß ein Teil der LWH über die Weihnachtstage, der andere über Silvester/Neujahr zu Hause sein konnte. Vorher, so um den 19./20. 12. herum, wurden im Gasthof zwei stimmungsvolle Weihnachtsfeier abgehalten, die vom Batterie-„Orchester“ und dem Chor umrahmt wurden, der das schöne alte „In dulci jubilo“ sang. Die Weihnachtsbäume stammten aus dem Wald links von der Straße nach Herrenwies.

Der Jahreswechsel 43/44 wurde – ohne Fliegeralarm – an unserem Werfer recht laut gefeiert, da sich einiger „Stoff“ aus Urlaub und Geschenken angereichert hatte. Von der Küche gab es drei Kochgeschirre Grießpudding oder Grießbrei, der aber im Zuge der Fete irgendwie unter bzw. an die Decke gegangen ist. Das Eingreifen unseres Werferführers Sattler, der in der Neujahrsnacht auf der Mauer Wache schieben mußte und dort auf den Lärm an seinem Werfer hingewiesen wurde, zeitigte nur höhnisches Gelächter. Unser Ferdl aber wusch zum Abschluß seine Füße im Luftschutzeimer; er vergaß nur, vorher Schuhe und Strümpfe ausziehen. Den Kaffee in der Kanne verwendete er zur ersten Haarwäsche im neuen Jahr.

So verging Tag um Tag die Zeit, die für uns mit all den vielen Aktivitäten voll ausgefüllt war. Als ich um die Mitte Januar meinen Langurlaub antrat, hat die Straße zum Bahnhof noch gestaubt; als ich nach stark zwei Wochen zurückkam, lag tiefer Schnee, so daß wir oft den Scheinwerferstand ausschaufeln mußten.

Dazu wurde es bitter kalt. Auch sonst bahnten sich Veränderungen an: Gegen Mitte Februar wurden die meisten LWH des Jahrgangs 1926 zum Reichsarbeitsdienst entlassen. Ihre Stelle nahmen LWH des Jahrgangs 1928 – man stelle sich vor: sie waren größtenteils noch keine 16 Jahre alt! – ein. Auch sie kamen aus den gleichen Schulen wie die älteren LWH, dazu jetzt auch noch von Gernsbach. Mit ihnen verband uns bald die gleiche gute Kameradschaft, wie sie immer zwischen den „Schwarzenbachern“ üblich war. Waren also die alten Werferbedienungen durch den Jahrgangswchsel verändert, so wurden jetzt zusätzlich noch Versetzungen innerhalb der Scheinwerferstaffel vorgenommen, z. B. zu den neuen Werfern beim Gasthof und beim Wehrwärterhaus. Deren Etablierung ging natürlich nicht ohne zusätzliche Arbeit vor sich. Für uns wenige „Alte“, die dem RAD entgangen waren, schlug im April 1944 die Abschiedsstunde von der Sperre. Die Wehrmacht konnte ohne uns nicht mehr auskommen, die Schule aber „beschäftigte“ uns noch für die Zwischenzeit bis zum Einberufungstermin, wenn auch nur für kurze Zeit.

Ich sehe mich noch an einem unfreundlichen Spätwintertag – Schneereste lagen allenthalben noch 'rum – das Wegle zur Straße und auf dieser zum Bahnhof Raumünzach 'runterstürmen, versehen mit Entlassungs- und Marschpapieren und deshalb – vermeintlich – frei wie ein Vogel. Zurück blieben die Kameraden und eine Zeit, die bis heute im Gedächtnis all derer, die dort in gutem Glauben ihre Pflicht getan haben, unvergessen geblieben ist.

Die Zeit von April 1944 bis Mai 1944

Am 12. April 1944 wurde ich von der Flak entlassen und fuhr voller Freude und Optimismus nach Backnang, wo mich Eltern, Großvater und Tante und auch die Hausleute erwarteten und begrüßten und auch mit einem guten Empfangessen verwöhnten! Der nächste Tag sollte mir eindringlich vor Augen führen, wie die Luftlage tatsächlich aussah, als ein schier nicht enden wollender Bomberstrom von amerikanischen B 17 unsere Stadt in Richtung Südosten (Augsburg/München) passierte. Ich saß, allen Warnungen und Bitten zum Trotz, in der offenen Luke zu unserem begehren Dach (was konnte eine solche Demonstration

einem altgedienten Flakser schon anhaben!) und zählte mindestens 1500 Maschinen, die in kleineren Pulks von 15–18 und größeren von 50–54 Viermotorigen im hellsten Sonnenschein vorbeibrummt. Das Geräusch der Tausende von Motoren habe ich heute noch in den Ohren. Es war wenig tröstlich, daß sich ein paar Me 109 ganz hinten an den Bomberstrom angehängt hatten, vermutlich um Nachzügler oder Angeschlagene zu erwischen; ich konnte jedenfalls keine Wirkung der deutschen Jagdabwehr feststellen – und war nach wie vor trotzdem fest vom Endsieg der Deutschen überzeugt.

Daß wir entlassenen LWH aufgefordert waren, bis zur Einberufung zur Wehrmacht wieder die Schule zu besuchen, hat mich erst gar nicht gekümmert. Ich führte das Leben eines Urlaubers, schlief lange, aß so gut, wie es die damalige Zeit und die Beziehungen der Eltern erlaubten, stolzierte in der Stadt herum und machte Besuche, vor allem auch bei Freundin Elfriede in Hoheneck – mit dem Fahr-

rad oder dem Zug, noch waren die Jabos nicht über dem Land! Auch im Weichbild der Schule war ich zu sehen, vor allem, um Mädchen zu sehen bzw. von diesen gesehen zu werden. Verschiedenen Aufforderungen des Rektorats der Oberschule leistete ich erst keine, dann aber, als sie dringlicher wurden, doch Folge und „besuchte“ ab dem 24. April wieder meine alte, ungeliebte Schule. Es war wirklich wie ein Besuch: Mit den Kameraden wie Hans Trump oder Harald Wenninger und anderen wurde erörtert, ob der Gestellungsbefehl zur Wehrmacht schon da sei, gearbeitet und gelernt haben wir so gut wie nichts mehr, dafür recht viel und intensiv Karten gespielt. Die Lehrer ließen uns alte Krieger weitgehend in Ruhe. Die Wehrmacht griff uns Mitte Mai dann doch, mich berief sie zum 16. Mai nach Mülhausen im Elsaß ein; tröstlich: Hans Trump mußte auch dorthin, aber zu einem etwas späteren Termin. Also quittierte ich meinen Schulbesuch am 14. Mai, um danach endgültig aktiv am Endsieg mitzuwirken.